

Tante Röschens Vermächtnis

Autor(en): **Haller, Lilly**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 36

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tante Röschens Vermächtnis

Von Lilly Haller

Tante Röschen war gestorben. Und ihre blonde Nichte Gabriele wurde Erbin all der Sachen und Säckelchen, die der Verstorbenen gehört und die ihre alten Hände liebevoll gehegt und gehütet: die große Kommode mit den Messingbeschlägen, der alte Glaschrank mit den goldblumigen Tassen hinter den Scheiben, der Sekretär, reich an Schubfächern und Geheimgästchen, die wunderfame und eigentümliche Wanduhr, die unter Glas und Rahmen steckte, wie ein kostbares Geheimnis einer längstvergangenen Tid-Tagzeit. Viel, sehr viel Schachteln, Risten und Kasten hatte Tante in der Kommode zurückgelassen, alles wohl verpackt und verschnürt. Eine Schachtel besonders war Gabriele aufgefallen; sie war zusammengebunden mit einem blauen Band, und weiß Gott, warum dem romantischen Ding von einer Nichte gleich etwas Urgeheimnisvolles in den jungen Sinn schlüpfte, jenes Urgeheimnisvolle, das man hinter jeder stillen, alten Jungfer sucht, das mit vielen Schleiern der Vergangenheit umflorete der großen, stumm und still zu Grabe gegangenen Liebe.

Sie öffnete die Schachtel. Drinnen lag ein altmodisches, sehr feines Jäckchen aus duftigem Vinnenbatist, reich geziert mit durchsichtigen Spitzen und blauem Seidenband, ein Jäckchen, vergilbt schon von den vielen Jahren, die es gelegen haben mochte und drum und dran ein leiser Duft von Kampfer, wie ein Paketchen Erinnerung. Lag da nicht ein Brief? Ja. Der trug der blonden Nichte Namen und war schwer, als ob eines Lebens Bekennen darin steckte.

Gabriele setzte sich auf den Boden vor der Kommode und las die Beichte der verstorbenen, alten Frau, die so unerwartet in ihr junges Herz fiel, wie ein hergewirbeltes Herbstblatt in eine blühende Frühlingsheide.

„Mein Kind“, so hieß es, „halte dies Jäckchen in Ehren. Einst war es mein Hochzeitshemd. — Du staunst? Siehst du, wir Frauen haben alle unser größtes Ereignis; die einen erleben es laut, die andern still; die einen für die Welt, die andern ohne sie. Ich habe das meine leise erlebt und auch leise ertragen.

Du hast mich immer runzlig und alt gesehen und gekannt. Natürlich war ich auch einmal jung, aber nicht in dem Sinne wie du, mit dem vollen Recht auf dieses Jungsein und Jungfühlen, denn mir wurde nie Muße dazu gelassen. Du weißt, wie groß unsere Familie war, und daß nach dem plötzlichen Tode meiner Eltern fünf jüngere Geschwister des Erziehens und Großwerdens harreten. Tante Marie, meine älteste Schwester, übernahm sie alle, arbeitete, sorgte, leistete beinahe Unmögliches, und mich, die viel jüngere, zog sie in ihre Sorgen und ihre Not hinein. Wir haben beide unsere Jugend klaglos geopfert für die Jüngern und merkten nicht, daß das Leben unhörbar an uns vorüberschritt wie etwas Fernes, Lichtvolles, das man nur dem Namen nach kennt.

Eines Tages erhielt ich ein unerwartetes Geschenk. Neben uns wohnte eine kleine, dunkeläugige Nähterin, der wir zwei Schwestern oft aus bitterer Not geholfen. Nun erlebte sie das beinahe Unglaubliche, daß sie in einer Lotterie ein paar tausend Franken gewann. Da wollte sie in dankbarer Aufwallung uns etwas Liebes tun und brachte mir, der Jüngern, eine köstlich erdachte Gabe: ein feingepponenes, wunderhübsch genähtes Hemd aus dem dünnsten Gewebe, das sie finden konnte, geschmückt mit Spitzen und Bändchen, ein kleines Wunder an Kostbarkeit und Pracht. „Das soll Ihr Hochzeitshemd sein, Jungfer Röschen“, strahlte sie mich an.

Mein Hochzeitshemd? . . . Ich nahm es aus ihren Händen, und wir lächelten alle drei, wie Frauen lächeln, wenn man ihnen von Liebe und Hochzeit spricht: Geheimnisvoll, leise und beglückt. Schon war ich über den Lenz der jungen Mädchenjahre hinaus. Ich trug mein dichtes Haar oben auf dem Scheitel aufgesteckt, und mein Gang war fachte und lautlos geworden, so als ob ich einen Kranken nicht stören dürfte. Nie hatte ich bis jetzt an Liebe und Hochzeit gedacht. Ich gehörte zu jenen Frauen, die spät

erwachen, die an der Liebe vorübergewandelt waren, wie an einem nächtlichen Garten mit eisernem Gittertor, und ich war mir nicht bewußt, daß ich Einlaß begehrte. Sonderbar, mit dem Geschenk der kleinen Nähterin, ihrem Lächeln und dem andern geheimnisvollen Lächeln meiner Schwester wurde mir klar: daß ich Einlaß heißte ins unbekannt Land, daß meine Augen groß geworden in unbewußter Sehnsucht, und daß meine Seele voll war des stillen Harrens. Ich bettete mein Geschenk in die Kommode, in der du es findest. Die Jahre aber gingen, geräuschlos und arm.

„Du“, sagte ich eines Tages zu meiner Schwester, „nun trage ich mein Hemd hinauf in die Kammer.“

Marie sah mich an mit einem Blick, den ich nicht verstand, ernst und fragend.

Und ich trug es hinauf in die Kumpellkammer. Da stand ein alter Reiseforb mit hundert zurückgelegten, unnützen Sachen. Es kam dorthin, festverschnürt in seiner Schachtel.

Und nochmals ging die Zeit. Ich war zum stillen, reifen Weibe geworden.

Wieder sagte ich eines Tages: „Marie, heute hole ich mein Hemd herunter und schneidere mir ein Jäckchen draus, ein feines, frohes, dann trage ich's am nächsten Sonntag und wandere mit dir hinaus übers Feld . . .“

„Warte noch, Röschen“, erwiderte mir meine Schwester und sah mich wiederum so sonderbar an. Dann trat sie auf mich zu und fragte leise: „Nicht wahr, ich lud deiner Jugend zu viel Sorgen auf? Ich ließ dir keine Zeit zur Liebe? Klag mich nicht an.“ Ich faßte sie bei beiden Händen, die Ernste, Gütige, Mütterliche, und ich sah, wie ihre Augen sich mit Tränen füllten.

So warteten wir denn wieder, mein Hochzeitskleid und ich.

Da, in diesem Sommer trat Er in mein Leben. Ich schreibe dies „Er“ mit großen Buchstaben, weil all das, was ich damals erlebt, mit großen Buchstaben in meinem Erinnern steht. — Wir lernten uns kennen, eines Abends, in einem befreundeten Hause. Bei der Heimkehr bot er mir seine Begleitung an. Hell schien der Mond. Da er in unserer Stadt fremd war, benützte ich, die Schlaue, seine Unkenntnis der Gegend und führte ihn auf einem langen Umweg endlich vor unser Haus — denn ich wußte vom ersten Augenblick an, daß ich diesen Mann liebte.

Er kam von weit her, hatte die halbe Welt durchkreist und war nur vorübergehend da, um dann wieder unterzutauken irgendwo draußen.

Ich kann dir nicht sagen, wie dieser Mann eigentlich war. Ich dachte damals nicht nach, ich empfand bloß; ich urteilte nicht, ich liebte nur. Ich erfaßte sein Wesen mit einer Innigkeit und Wärme, die mein stilles Warten in mir gepflanzt und großgezogen, und von der ich voll war bis unter mein blondes Haar hinauf und bis an die Enden meiner Fingerspitzen. Sieh, Kind, wir Frauen wissen oft gar nicht, wie reich und gut wir sind, bis wir andere beschenken dürfen. Und wir lieben den Mann nicht immer, weil er es um uns verdient. Die Männer nennen uns unlogisch. Wohl ihnen, daß wir's sind, und wehe ihnen, wenn wir aufhörten, es zu sein. Obwohl mir damals so wenig zuteil wurde, habe ich mich dennoch so reich gefühlt, wie nie vorher, nie nachher. Es gingen Quellen auf in mir, die ich früher nie rieseln gehört, es rauschten Bäume, deren Farben ich nie geahnt. Meine Seele lag da wie ein offener Juwelenschrein, und dem Manne meiner Liebe wollte ich Herz und Hände mit Köstlichkeiten füllen.

Und weißt du was? Ich war, nachdem diese Liebe über mich gekommen, leise, damit Schwester Marie nichts merke, in die Bodenkammer hinaufgeschlichen, und hatte mein schönes, kostbares Hochzeitshemd wieder hinuntergetragen in die Kommode.

Wir wanderten zusammen in den Tag hinein, er und ich, und wir wanderten durch die hellen Mondnächte. Er sandte Blumen und lud mich ein, bald dahin, bald dorthin. Wir redeten über vieles, das heißt, ich redete und er hörte zu. Ich, die sonst schweigsame, wußte nicht, woher mir so viel Gedanken und Frauenweisheit kamen, und ich kannte mich selbst nicht wieder.

Auf meinem Wege lag es wie Leuchten, und von meinen Händen ging Segen aus. Eine so große Freude erfüllte mich stets, wenn ich an seiner Seite schritt, daß ich jede Stunde des Tages als ein Glücksgeschenk empfand und dem Schicksal dafür zunickte.

Versteh mich wohl, mein Kind: Das floß alles aus meinen eigenen Herzen, weil ich so selig, so tief und warm zu lieben verstand, nicht weil er, der Mann meiner Liebe, mir so viel geschenkt. Er blieb sich immer gleich, ruhig, gelassen und wenn du willst, karg und arm. Hätte ich nicht so voll und unentwegt empfunden, dann wäre ich wohl an all den kleinen Enttäuschungen, die sein Wesen mir bereitete, stutzig geworden. Ich hätte wohl auch bemerkt, wie rücksichtslos er zuweilen war, wie oberflächlich und schal. Aber halt . . . ich spreche von einem Toten und von einem, den ich geliebt. Darum erspare mir Urteil und Richten. Und dazu wartete ich ja. Eines Tages mußte seine Liebe wie ein Sturmwind über mich hinsausen, und er würde die Worte finden, nach denen ich rief, und die Stunde würde er mir schenken, wo ich all meinen Reichtum über ihn ausgießen dürfte und seine Seele damit füllen.

Eines Abends saßen wir am Waldbrand. In der Stadt verglommen die letzten Lichter. Dunkel lag ringsum, das leichte, lose Dunkel der milden Sommernacht. Wir beide lauschten auf Schritte, die hinter uns im Walde sich verloren, Schritte eines späten Wanderers. Ich aber horchte auch in mich hinein, auf mein Herz, das auf Worte der Liebe harrete, mit so unerhörter Sehnsucht, unerhörtem Wollen, daß dies Wollen auf den Mann an meiner Seite übergehen mußte. Und endlich sprach er mit seiner gewohnten, ruhigen Stimme: „Ich bin so dankbar, Röschen, daß Sie sich von mir finden ließen, daß ich da an Ihrer Seite sitzen darf. Mir scheint, wir sind gute Freunde geworden in der kurzen Zeit und werden es auch bleiben bis zu meiner Abreise, nicht wahr?“

Ich nickte.

Dann fuhr er fort: „Sie wissen nicht, wie es mich hinauszieht in die Welt und wie ich meine Abreise herbeiföhne. Der Hunger nach dem Erleben, dem Neuen überwiegt bei mir jedes andere Gefühl. Ich kann nicht immer dieselben Menschen, dieselben Dinge um mich sehen. Ich kann nur ganz frei sein, nicht gebunden, weder an Menschen, noch an Dinge.“

„Wozu brauchen Sie all die Freiheit?“ fragte ich tonlos.

„Ich weiß es selbst nicht“, entgegnete er mir, plötzlich übermütig geworden, „ich brauche sie einfach; Vernunft und Verstand haben mir schon oft bewiesen, daß mir diese große Freiheit nicht zum Nutzen gereicht, aber meine Natur verlangt sie.“

Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Sehn Sie, Röschen, ich habe versucht, gebunden zu sein; ich habe es versucht mit guten, lieben, schönen Frauen. Ich habe all das gegeben, was ich zu geben imstande war, und ich empfand nicht, daß es wenig war. Ich glaube aber, ich bin arm und karg. Sie lösten sich alle von mir ab, die Frauen, denn sie darboten an meiner Seite. Und sie gestanden es mir voll Leid und Bitterkeit. Da stand ich immer vor ihnen und klagte mich an einer Schuld, die ich nicht als Schuld empfinden konnte. Ich verstehe nicht zu lieben, Röschen; der Besitz macht mich unruhig, nicht ruhig. Ich verlange von niemandem Treue und Anhänglichkeit, weil ich sie nicht brauche und weil sie verpflichten. Und ich hasse jede Pflicht. Seit Jahren habe ich nie mehr einer Frau von Liebe gesprochen; mir ist bange vor dem Herzen der Frau, das von mir zu viel verlangt.“

Diese Worte vernahm ich, Gabriele, in jener herrlichen Sommernacht. Mir war zu Mut, als ob man mir das Haus meiner Heimat einäscherte, ich sah die Rauchwirbel aufsteigen, über Trümmer wanderte mein Fuß, und ich wußte nicht, wohin mein Haupt und Herz hinlegen, mein Herz mit dem unerhörten Wollen meiner ersten und einzigen Liebe.

Mit beiden heißen Händen umspannte ich die seine, und voller Angst und Bangigkeit vor dem, was sich da auftrat an Leid und Enttäuschung, fragte ich halblaut: „Wohin nun mit mir?“

Er wandte sich mir zu, blickte mir ins Gesicht, mit verwundertem Blick, fragend. Und da wurde ich gewahr, daß in seinen Augen kein Verständnis, nicht einmal ein Ahnen lag für das, was ich empfand; weder für meine große Liebe, noch für meinen großen Jammer, daß ich neben einem mir völlig fremden Menschen einhergewandelt war, tagelang, wochenlang.

Da wand sich meine niedergetretene Seele. Meinen frohen Reichtum mußte ich wieder verbergen, mußte mich gewaltsam wieder arm machen, mußte mit eigener Hand die Lichter auslöschten, die ich vor mein Haus gesteckt. Ich mußte die Lieder abbrechen, die ich angestimmt, die Arme niederzwingen, die umschlingen wollten, mußte das zu einem Klagegelaute machen, was ein Jubelgesang werden sollte. Ich mußte so vieles damals, mit demselben unerhörten Wollen, mit dem ich nach seiner Liebe gerufen. Selbst und aus eigener Kraft sollte ich mir zu Trost und Frieden werden. Siehst du, Kind, so töricht lieben und nachher so mutig tragen können nur wir Frauen.

Ich bin an jenem Abend nach Hause gekommen, um Jahre gealtert.

„Röschen“, sagte mir meine Schwester, „wie siehst du aus! Dein Haar ist, als ob es grau geworden.“

Die Tage gingen und mit ihnen mein Leid. Es war so natürlich, daß ich ihn mied, denn meine Kraft war zu gering und meine Liebe zu groß. Er schrieb, konnte mein Verhalten nicht begreifen. Empfand und ahnte denn dieser Mann nichts? Warum schonte er meiner nicht?

Später, viel später lernte ich ihn richtig beurteilen. Er muß ein Mensch gewesen sein ohne Höhen und Tiefen des Empfindens, ein Genießer, der in sein Leben keinen Sinn zu bringen wußte, ein Schiffer, der zu viel Passagiere in sein Boot lud, der nicht merkte, wie einer um den andern über Bord fiel, und dem es auch gleichgültig war, wenn sie stürzten. Ein Mensch, der weder an sich, noch an andere, oder ans Leben selbst ernste Fragen stellte, und der voller Scheu war vor dem, was andere ihr Kostbarstes nennen. Aber noch einmal, laß mich nicht richten. Er hat später den Tod gefunden, draußen in der Welt, bei einem nutzlosen Abenteuer, sinnlos und einsam. Und ich habe um den Toten in seiner verlassenen Einsamkeit getrauert.

Aus meinem Hochzeitshemd schneiderte mir Schwester Marie später das Jäckchen; ich trug es ein einziges Mal. Dann legte ich es zurück in die Schachtel.

Du hast mich oft gefragt, Kind, ob ich nie geliebt worden. Und ich schämte mich, dir die Wahrheit zu gestehen. Ich empfand es als Schmach und Schande, daß nie eines Mannes Mund den meinen berührt, daß nie eines Mannes Herz an dem meinen geschlagen. So neige denn dein Ohr zu mir herab, mein Kind und höre: Wenn ein Mann dich zu küssen begehrt, und du bist ihm gut, so küß' ihn zurück, so warm und so heiß, wie dir's ums Herz ist und die Stunde es dir eingibt. Und wenn eines Mannes Arm dich umfangen will, so mache dich klein und flüchte hinein.

Siehst du, die Liebe, auch wenn sie karg ist und von kurzer Dauer, ist doch unser großes, niemals wegzuleugnendes Glück, das uns Frauen zu Fürstinnen macht, weil wir dabei so reich werden. Eine Frau die niemals geküßt wurde, ist wie ein Lied, das niemand singt.

So nimm denn mein einstig Hochzeitshemd. Lächle nicht über das arme Ding, oder wenn du es doch tußt, so laß es ein Lächeln des Mitleids sein. Leg' es zu deinen besten Sachen; meines Lebens letzte und schmerzlichste Weisheit liegt darin. Genieße deine Jugend und laß dir jeden Tag vom Spiegel sagen, daß du jung und liebenswert bist, und sollte er es vermissen, so laß es dir noch übers Grab zurufen von deiner alten, niegeküßten

Tante Röschen.“

Gabriele hatte die Beichte zu Ende gelesen; sie erhob sich vom Boden, wo sie gekauert hatte und trat vor den hohen Spiegel, der im Goldrahmen über der Kommode hing. Ernst und lange blickte sie hinein, da wurde sie gewahr, daß zwei Tränen über ihre Wangen kugelten.